

Der Spätzünder



Foto: Uwe Arens/Sony BMG

Simon Keenlyside galt lange als intellektueller Haderer, bevor er sich für eine CD-Karriere entschied. Sein erstes Opern-Recital „Tales of Opera“ zeigt ihn als einen der wandlungsfähigsten Sänger seiner Generation – auf der Flucht nach vorn. Kai Luehrs-Kaiser traf den Bariton in Berlin.

Singen ist heute ein gemeiner Wettbewerb. Hält jemand beim Trinklied aus Ambroise Thomas' „Hamlet“ einen Vergleich mit dem „singenden Löwen“ Titta Ruffo aus, so wünscht man sich gleich danach einen Papageno von ihm (was man von Ruffo nie erwartet hätte). Entdeckt ein Sänger vornehm-lyrische Zwischentöne im „Bajazzo“-Prolog, so fragt die Industrie: „Wie sieht's mit Wagner aus?“ Opernsänger, die eine internationale Schallplatten-Karriere machen wollen, können sich heute immer seltener auf ihre Zuständigkeit für einzelne Komponisten zurückziehen. Sie müssen alles können.

Bekanntlich hat das Nachteile. Stilistische Indifferenz wird von Globalisierungsgegnern des Gesangs gern und zu Recht beklagt. So verwundert es, in Simon Keenlyside einem Sänger zu begegnen, der sich ebenso klug wie vielseitig gibt. Wie kaum ein anderer hat er sich in den vergangenen Jahren in diversen Stilen behorchen und in seiner Wandlungsfähigkeit beobachten lassen – und zwar mit Erfolg.

In Salzburg und Berlin war er ein dramatisch-schlanker Pelléas – das vielleicht beste Rollenportrait seit Jacques Jansen. In Zürich gab er Don Giovanni als kernig-zweiflerischen Verführer, in Wien einen vokal unschuldigen Billy Budd. Mit der Bayerischen Staatsoper reiste er als bebrillter „Tannhäuser“-Wolfram nach Japan. Als Winston in „1984“ ließ er sich für die neue Oper von Lorin Maazel begeistern, obwohl er – wie viele Sänger der jüngeren Generation – nicht gerade für neue Musik schwärmt. All das fast innerhalb eines Jahres.

Der geduschte Schlacks, der uns aus einem Hotel-Fahrsstuhl am Berliner Pots-

damer Platz noch feucht und locker entgegentritt, ist kein geborener Journalisten-Fütterer. Aber ein sympathischer. Simon Keenlyside wirkt vorsichtig, ja umso misstrauischer, als seine Antworten rücksichtslos ehrlich scheinen. Mit 21, erzählt er, sei er nach Berlin getrampt, habe am Zoo unter freiem Himmel übernachtet. Das scheint sehr fern. Heute hasst er es, die „Zauberflöte“ erklären zu müssen, nur weil er Papageno singt. Kein Naturbursche oder Plauderer mehr, sondern rigoroser Ernstnehmer seines Berufs.

Auf seinem neuen, späten Debüt-Recital bei Sony singt er von Rossini bis Tschaikowsky, Massenet und Wagner, von Mozarts „Zaide“ bis Cileas „L'Arlesiana“ alles, was man nur von ihm erwarten kann – und vor dem man ihn zugleich fast warnen möchte. Die Überraschung: Keenlyside zeigt einen Gestaltungsmut und eine Flexibilität, wie dies auf so engem Raum beinahe ausgestorben schien. Ein Triumph; auch wenn man in einigen Einzelfällen Bedenken hat.

Der späte Sieg – Keenlyside ist heute 47 Jahre alt – markiert die Zwischenetappe einer unruhigen Karriere, die niemand kritischer sieht als der Sänger selbst. Von seinen früheren CDs hält er nichts – die Titelpartie in Claudio Abbados „Don Giovanni“ eingerechnet. Er sei nicht reif gewesen. Demnächst wird er diese Lebensrolle erneut aufnehmen – unter René Jacobs. Auch im Barockbereich habe er sich eine Weile versucht, aber vergebens.

„Es war das Ende einer unglücklichen Phase, mein erster Auslandsjob“, sagt er über Cavallis „La Calisto“. „Dominique Visse hatte die Barock-Tricks viel besser drauf als ich.“ Erst mit 35 habe er seine Stimme überhaupt gefunden. So verlief

die Unglücksrevue eines anscheinend gern Unzufriedenen bruchlos. Selbst seine neue CD ist für ihn „ein Experiment“, mehr nicht. „Lasst mich fallen, wenn es mir nicht glückt“, hat er der Plattenfirma gesagt. Das dürfte ihm wohl erspart bleiben.

Der am 3. August 1959 in London Geborene wollte ursprünglich nicht singen. Sein Zoologie-Studium in Cambridge war in vollem Gang, als er zu John Cameron ans Royal Northern College of Music in Manchester kam. „Singen fiel mir leicht.“ 1986 gewann er den Richard-Tauber-Wettbewerb der Anglo-Austrian Music Society. Noch heute benutzt er Gesangsreisen, um als Birdwatcher auf seine Kosten zu kommen. Neuseeland liebt er wegen der Fetzenfische, die man unter Wasser beobachten kann. Die Salzburger Festspiele schätzt er, weil er den Untersberg zum Ausgang weitläufiger Wanderungen nimmt. Im Hochland von Wales besitzt er eine Farm. Hier hat er tausende Bäume gepflanzt: „Ich will dieses Land besser zurücklassen, als ich es übernommen habe.“

Sein Berufsbeginn, ein Dreijahres-Vertrag an der Hamburgischen Staatsoper 1987/88, machte ihn wenig glücklich – trotz seines Rollendebüts als „Figaro“-Graf. Nach nur einem Jahr ging er. Noch sein jüngstes Gastspiel als Don Giovanni in Wien war Anlass für zahlreiche Auseinandersetzungen: „Es funktioniert nicht“, habe er Intendant Ioan Holender gesagt, bis der Zusatzproben gewährte. Keenlyside blieb ein Schwieriger im Theaterbetrieb.

Für die Oper gewonnen hat ihn Riccardo Muti. Sechs Jahre behielt der ihn an der Scala, traktierte ihn bis zur Perfektion. Seine Berührungsängste mit der Presse, seine nervöse Lust, sich auszustellen, ohne es allen recht zu machen, fand in Mailand das ideale Forum. „Man kann nicht allen dienen“, sagt er heute. Und ist voll des Lobes für Muti.

An der Scala sang er Tosti, fand zu Verdi und endgültig zu Mozart. Seither ist er in San Francisco, an der New Yorker Met, an der Bayerischen Staatsoper und in Salzburg regelmäßiger Gast. Als Lieder-Sänger hat er Schubert (in Graham Johnsons Hyperion-Reihe), Strauss,

Vaughan Williams und englische Folksongs probiert. Wer ihn heute hört, erkennt in dem früher etwas engen, heute nobel ausschwingenden Bariton den Feinarbeiter der Oper eher als einen Liederfex.

Das Erstaunliche am neuen Album sind die Erdrutsche an Nuancen, die scheinbar unüberbrückbaren Abstände zwischen den Rollen. Mit fast jeder Arie glaubt man in eine neue Welt einzutauchen – sowohl stimmlich wie interpretatorisch. Keenlyside findet für „Eri tu“ aus Verdis „Ballo in maschera“ eine grollende Schwärze von distinguiertem Kraft. Als

Rossinis „Guillaume Tell“ mobilisiert er Weichheit und Nachsicht („Mon fils, que je t'embrasse“). Das „Don Giovanni“-Ständchen gehört bei ihm nicht einem neurotischen Schwerenöter, sondern einem zärtlich zweifelnden, in sich zerrissenen Verführer. Es ist die sängerische Rollen-Emphase, die bei diesem Recital überzeugt, teilweise überwältigt. Bei ihr geht Keenlyside bis an manche Grenze.

Er wirkt chameleonhaft. In der Arie des Allazim aus Mozarts „Zaide“ klingt die Stimme gestopft – wie zuweilen bei Matthias Goerne. Rossinis „Largo al factotum“ sprüht eloquente Lust. In der Germont-Père-Arie, „Di provenza il mar“ („La Traviata“) liegen bei ihm so viel Eros und Doppelsinn, wie man dies trotz größter Konkurrenz nirgendwo findet. Im Ganzen: welche Fülle unterschiedlicher Haltungen und Charaktere, für fast jede Arie ein ganz eigener Ton.

So sieht man über kleinere Schwächen leicht hinweg. Etwa über die leicht verdickten Vokale in Massenets „Vision fugitive“ (aus der „Hérodiade“). Auch Hamlets Trinklied, „O vin, dissipe la tristesse“ aus Thomas' Oper singt zwar niemand energetischer und geballter; aber französische Sänger wie Gérard Souzay oder Michel Dens tun es doch feiner, mit weniger Druck.

Auch Keenlyside ist ein Sänger, der sein Ziel, wie er sagt, nicht mehr bei Wagner

sieht. Amfortas, Gunther, Telramund oder Holländer: Das alles ginge. Aber warum? Nur eine Rolle reizt ihn als „idée fixe“: Siegmund. Seine Verehrung für Sänger wie Pasquale Amato und Giuseppe de Luca, für Tito Gobbi und Carlo Tagliabue weist in eine andere Richtung. Man bewundert die Fähigkeit, keinen Ton zu fingieren oder zu manipulieren. Und erkennt doch in Keenlysidens Italianità jene vokale Flucht nach vorn, die wenig Rückkehr zu Mozart oder gar zum Barock zu erlauben scheint.

So definiert sein neues Recital seine singuläre Stellung in der Bariton-Szene

Das Erstaunliche an der CD sind die Erdrutsche an Nuancen

der Gegenwart. Er gehörte nie zur Fischer-Dieskau-Schule, verehrt den Sänger lediglich aus der Ferne als „One-man-tradition“ des Liedgesangs. Von Thomas Hampson, Matthias Goerne und Dietrich Henschel unterscheidet ihn die organischere, man mag finden: subtilere Textintegration. Quasthoff singt direkter, unzweifelnder als er.

Mit Hvorostovsky und Bryn Terfel verbindet ihn der Glanz des Materials, das bei ihm indes leicht ernüchtert scheint. Kaum eine Frage, dass er ein zurzeit raffinierterer Gestalter ist als etwa Rodney Gilfry, Bo Skovhus oder Ildebrando d'Arcangelo. Keenlysidens Spätzündung auf CD hat den kritischen Haderer und widerwilligen Mitspieler endlich doch noch zur Gruppe der großen CD-Baritone gebracht. Gedauert hat es. Doch das Warten hat sich gelohnt. ■

CD-Tipp

Simon Keenlyside –
Tales of Opera: Arien
von Rossini,
Massenet, Verdi,
Thomas, Mozart,
Leoncavallo und
Wagner; Münchner
Rundfunkorchester,
Ulf Schirmer (2006);
Sony BMG CD
82876884822

